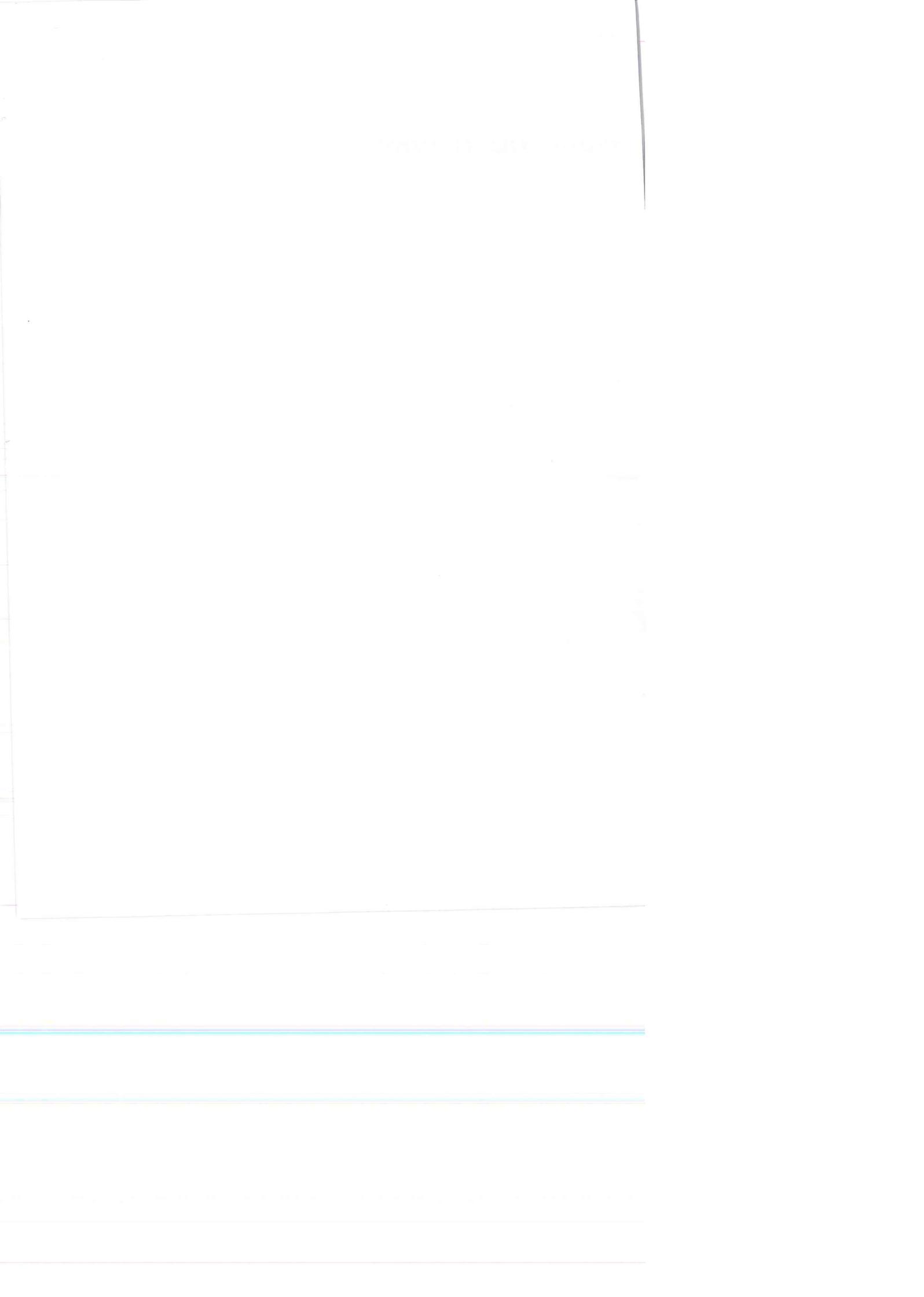


Sonderdruck aus

Jahrbuch 1989
Berliner Wissenschaftliche
Gesellschaft e.V.

© Berliner Wissenschaftliche Gesellschaft e.V.



Walter Schmithals

Weisheit und Wissenschaft

Wenn die Formulierung ‚Weisheit und Wissenschaft‘ und die Jahrestagung der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft es auch nahelegen könnten, so ist doch nicht die Wissenschaft mein Thema, auch nicht die Frage, wieviel Weisheit in unseren Wissenschaften sei oder wie weise wir Wissenschaftler sind, sondern die Weisheit selbst, und die Wissenschaften treten nur insofern in den Blick, als sie das Erbe der Weisheit anzutreten versuchen.

Unter Weisheit verstehe ich dabei den Reichtum des nicht wissenschaftlich gewonnenen, sondern aus dem gelebten Leben geschöpften Erfahrungswissens, das, von Generation zu Generation überliefert, den Menschen einst Orientierung und Geborgenheit vermittelte, und die unsere Überlegungen nur am Rande begleitenden Wissenschaften sind demgemäß vornehmlich die Kultur- Human- und Gesellschaftswissenschaften.

Die Frage, ob der Reichtum an weisheitlicher Lebenserfahrung uns deshalb verloren ging, weil Psychologie, Soziologie, Pädagogik, Politologie usw. beanspruchten, das dem Menschen dienliche besser zu kennen als die gewachsenen Traditionen, oder ob sich diese Wissenschaften in den Vordergrund schoben, weil die überlieferte Weisheit nicht mehr imstande war, die sich in der Neuzeit rapide wandelnde Lebenswelt zu passenden Formen zu gestalten und die Menschen in ihnen zu befestigen – diese Frage darf schwerlich alternativ beantwortet werden. Jedenfalls liegt am Tage, daß sich die Gelassenheit und Überzeugungskraft weisheitlich gestalteter Lebensordnung verflüchtigt hat. Ein äußeres Zeichen dafür ist das Schwinden der Sprichwörter aus unserem täglichen Sprachgebrauch; denn Weisheit artikulierte sich weitgehend in Sprichwörtern. An ihre Stelle treten, wo die Sprache der Wissenschaft nicht beherrscht wird, weithin die ideologische Phrase oder Sprachlosigkeit.

Es bedeutet keine Mißachtung der Wissenschaften, die das Erbe der Weisheit angetreten haben, und ihrer beachtlichen Leistungen, wenn man feststellt, daß sie nicht vermögen, deren Aufgaben zu erfüllen und ihren Besitzstand zu bewahren. In dem vielstimmigen Konzert methodisch und sachlich kontrastierender Stimmen der einschlägigen Wissenschaften wird nicht einmal eine übereinstimmende Analyse unserer geistigen und gesellschaftlichen Situation hör-

bar, geschweige denn ein konsensfähiges Modell erfahrbarer Lebensordnung vermittelt, wie es einst die Weisheit bereitstellte. Nichts dokumentiert dieses Urteil besser als die Beobachtung, daß die Weisheit ihre einsichtigen Regeln an den allgemein zugänglichen Erfahrungen des menschlichen Alltags orientierte, während die Humanwissenschaften ihre Entwürfe in der Regel weniger am realen Menschen und mehr an einem vorausgesetzten Menschenbild ausrichten, zumal dann, wenn sie beanspruchen, den Platz auszufüllen, den die Weisheit geräumt hat. Was einem Wort aus dem Markusevangelium zufolge von den Zeitgenossen Jesu galt, läßt sich demzufolge auch von unserer Generation sagen: ‚Sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben‘ (Mk 6,34). Wir erkennen den Ursprung des Weltalls und erforschen die Geheimnisse des Atoms; im allernächsten, dem alltäglichen Leben, dem Umgang miteinander, mit den Dingen und mit uns selbst sind wir bedrängter und unsicherer als die Menschen, die sich an Mythen orientieren.

Dies gilt um so mehr, als in unserer Zeit auch Anspruch und Erwartung, die Wissenschaft vermöchte die Rolle der Weisheit zu übernehmen, zwar nicht verschwunden ist, wohl aber ihre Überzeugungskraft weithin und in globalem Maße verloren haben. Wir erleben heute, um ein aktuelles Beispiel zu wählen, den weltweiten Zusammenbruch des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus, der seit dem frühindustriellen Zusammenbruch weisheitlicher Lebensordnungen der ständisch geprägten Gesellschaft den Anspruch erhob, als historischer Materialismus die Weltgeschichte vollständig deuten und als dialektischer Materialismus die gesellschaftliche Wirklichkeit umfassend in glückseliger Humanität gestalten zu können. Noch vor 20 Jahren zeigte sich eine ganze Generation akademischer Jungintelligenz von dieser Wissenschaft fasziniert, und vor 10 Jahren sagte mir ein Kollege mit voller Überzeugung, nur die bornierte Zählebigkeit des korrupten Westens hindere die sozialistischen Staaten daran, in bezaubernder Menschlichkeit aufzublühen. Heute, da der wissenschaftliche Sozialismus seinen Bankrott anmeldet, hat es allen die Sprache verschlagen, die noch vor kurzem ihre Hoffnung auf die im Osten aufgehende Sonne wissenschaftlicher Weltdeutung setzten, obschon doch auch ein spärlicher Rest von Weisheit diese lebensfremde Hoffnung seit je hätte vereiteln müssen. Seit Jahrzehnten reformieren wir unser Bildungswesen mit immer neuen, stets wissenschaftlich begründeten Schritten, denen es mit der Weisheit auch an deren Ertrag mangelt, der Hilfe zur Orientierung und der Förderung des Lebens.

Solche aktuellen Hinblicke auf eine Situation, in der die Weisheit verloren ging und die Schwäche der Wissenschaften ans Licht tritt, ist geeignet, das Interesse an vergleichbaren Vorgängen zu anderen Zeiten zu wecken. Zwar wiederholt sich die Geschichte nicht, und wenn man auch aus der Geschichte lernen könnte, beobachten wir doch, daß sie uns wenig zu lehren pflegt, sofern

ihre Lehren nicht in die gleichsam übergeschichtlichen, allgemeinen Erfahrungs- und Lebensregeln der Weisheit transponiert wurden, die heute ihre Überzeugungskraft verloren haben. Aber mancher Blick in die Vergangenheit lehrt erkennen, was uns die Gegenwart verbirgt oder wir uns gegenwärtig noch verbergen, und kann uns so zu Selbstbesinnung führen und zu besserer Einsicht in unsere gegenwärtige Situation verhelfen.

*

Was die Weisheit betrifft, so stand sie in einer spezifischen Ausprägung in der ganzen Welt des antiken Orients in einem hohen Ansehen, das vom Zweistromland bis nach Ägypten reichte, wo sie als Göttin Maat verehrt wurde. In der israelischen Chokma, aber auch in der griechischen Sophia ist sie dem Abendland zumindest ansatzweise bekannt geblieben. Die Form, in der sich diese antike Weisheit im Orient vorwiegend ausdrückte, ist der poetische Spruch, und wir versuchen deshalb, uns das Phänomen der antiken Weisheit vor allem an der orientalischen, insonderheit der alttestamentlichen Spruchliteratur verständlich zu machen.

Dabei achten wir zunächst auf die *Form* der Spruchweisheit. Die weisheitliche Spruchpoesie bediente sich vor allem des parallelismus membrorum, des Doppelspruchs bzw. zweigliedrigen Spruchs, und manches aus der Fülle dieser Spruchweisheit ist durch Luthers Bibelübersetzung sprichwörtlich geworden und uns in dieser Weise im Rahmen der abendländischen Weisheitstradition vertraut geblieben. So lesen wir in den Proverbia, dem Buch der Sprüche Salomos z. B.:

„Wer zugrunde gehen soll, der wird zuvor stolz;
und Hochmut kommt vor dem Fall“ (16,18).

„Rühme dich nicht des morgigen Tages;
denn du weißt nicht, was der Tag bringt“ (27,1).

„Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot,
dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser;
denn so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln,
und der Herr wird dir's vergelten“ (25,21 f).

Besonders verbreitet ist in der weisheitlichen Spruchpoesie der *antithetische* parallelismus membrorum:

„Gerechtigkeit erhöht ein Volk,
aber die Sünde ist der Leute Verderben“ (14,34).

„Ein weiser Sohn macht dem Vater Freude,
aber ein törichter Sohn ist seiner Mutter Grämen“ (10,1).

„Falsche Waage ist dem Herrn ein Greuel,
aber volles Gewicht ist ihm wohlgefällig“ (11,4).

‚Haß entfacht Zank,
 aber die Liebe deckt alle Verfehlungen zu‘ (10,12).
 ‚Wer seinen Mund hütet, bewahrt sein Leben;
 wer sein Maul aufreißt, empfängt Verderben‘ (13,3).
 ‚Ohne Führung kommt ein Volk zu Fall,
 aber wohl steht es, wo viele Ratgeber sind‘ (11,14).
 ‚Wer gütig ist, tut sich selbst Gutes;
 wer grausam ist, schadet seinem eigenen Fleisch‘ (11,17).
 ‚Gottes Ehre ist es, etwas zu verbergen,
 des Königs Ehre, etwas zu erforschen‘ (25,2).
 ‚Ein frohes Herz tut dem Leibe gut,
 aber ein niedergeschlagener Sinn dörrt das Gebein aus‘ (17,22).

Bei solchen Sprüchen, von denen uns Tausende überliefert sind, handelt es sich von Hause aus freilich nicht um volkstümliche Sprichwörter, sondern um kunstvolle Lehrdichtung, der allerdings in manchen Fällen sprichwörtliche Weisheit zugrundeliegen mag. Es gehört zweifellos mehr Können dazu, solche prägnanten und zugleich anschaulichen Parallelismen zu formulieren, als deren Gedanken in einem begrifflich gefaßten Exkurs prosaisch auszusagen. Die Spruchweisheit beeindruckt darum auch durch ihre Kunst, einfache Lebensweisheiten dem Bereich des Banalen zu entnehmen. Schon Herder hat das Lob dieser Spruchdichtung gesungen: Sprüche seien „gleichsam das ganze Resultat des beobachtenden menschlichen Verstandes“, darum müsse man „Verstand haben, ihren Verstand zu fassen, und Gefühl haben, die Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen“. Er beruft sich dabei auf seinen Freund Hamann, den er zitiert: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie und thaten ihren Mund auf – zu geflügelten Sprüchen“ (J. G. Herder, Spruch und Bild insonderheit bei den Morgenländern).

Der Parallelismus als solcher ermöglicht dem Autor, *einen* Gedanken in zwei Aussagen zu formulieren. Dadurch kann er dieselbe Sache unter verschiedenen Aspekten betrachten und mit unterschiedlichen Ausdrucksmitteln aussagen. Schon die einfache Form des *synthetischen* Parallelismus, oft durch einen Chiasmus, mit dem sich die Gleider überkreuzen, kunstvoll erhöht, bietet deshalb eine unerschöpfliche Fülle gedanklicher und sprachlicher Modulationen:

‚Wie ein goldener Ring am Rüssel einer Sau,
 so eine schöne Frau ohne Schicklichkeit‘ (11,22) –
 ein Vergleich, unter Einbeziehung eines Bildwortes chiasmisch geformt.

„Herzeleid und Weh schafft eine eifersüchtige Frau,
und die Geißel ihrer Zunge macht sich an alles heran“ (Sir 26,6) –
das chiasmisch geformte 2. Glied enthält eine Konkretion bzw. Spezifizierung.

„Eine prächtige Krone ist graues Haar,
auf dem Weg der Rechtlichkeit wird sie erlangt“ (16,31) –
das 2. Glied enthält eine Steigerung bzw. Weiterführung des Gedankens.

Der *antithetische* Parallelismus vermehrt die Modulationsmöglichkeiten noch erheblich, und zwar einmal durch den antithetischen Ausdruck selbst, zum andern dadurch, daß die Gegensätze sich nicht genau entsprechen müssen. „Es wird nicht einfach das Gegenteil von dem Vorausgegangenen gesagt – sozusagen tautologisch mit umgekehrtem Vorzeichen –, das wäre ja langweilig. Die Antithese hat als Aussage eben doch eine relative Selbständigkeit, indem sie ihrerseits den angeschlagenen Gedanken sehr frei ins Gegensätzliche umkehrt. Es handelt sich also jeweils nur um eine Möglichkeit des Gegenteils unter vielen“ (G. v. Rad, Weisheit in Israel, 1970, 45).

Diese gestalterische Möglichkeit der antithetischen Form weist uns auf ein erstes inhaltliches Problem der orientalischen Spruchweisheit hin. Die weisheitliche Erkenntnis als eine solche läßt oft kein Entweder-Oder zu. Der Weisheit und der Torheit entsprechen nicht immer das Gute und das Böse, sondern oft nur das Bessere und das Schlechtere – eine Einsicht, die mit der Weisheit manchen Bereichen unserer Gesellschaft verloren zu gehen droht. Der Weise erfährt als integrierenden Teil seiner Weisheit, daß jener Bereich des Daseins, in dem er Urteile fällt und Regeln aufstellt, mancherlei Übergänge kennt, so daß die formale Variabilität der Antithese die vielfältigen Varianten widerspiegelt, in denen sich menschliches Dasein vollzieht und der Weise sich in einzelnen Verhaltensgefügen konkret gegen die Torheit entscheiden kann.

Diese weisheitliche Erfahrung des relativ und damit nicht immer eindeutig Guten und Bösen wird in der Sonderform der *komparativen* Antithese direkt zum Ausdruck gebracht:

„Besser Gemüse auf dem Tisch und Liebe dabei
als ein gemästeter Ochse und Haß dabei“ (15,17).

„Besser ein Geduldiger als ein Kriegsheld
und besser jemand, der sich beherrschen kann, als ein Städteeroberer“ (16,32) –
ein Parallelismus von zwei Antithesen.

„Besser (allein) auf der Zinne des Daches wohnen
als mit einem streitsüchtigen Weib zusammen im Haus“ (21,9).

ohne parallelismus

Man hat im Blick auf dies Phänomen der relativen Antithetik von einer gewissen Liberalität der Weisheit gesprochen, die das apodiktische Recht – Du sollst; Du sollst nicht – in gleicher Weise nicht kennt. Der Schüler des Weisen soll und darf dessen Lehre in freier Verantwortung und billiger Einschätzung der Realitäten auf seine besondere Situation übertragen.

Verbinden sich so formale Beobachtungen und inhaltliche Betrachtung miteinander, so drängt sich die weitergehende Frage nach dem geistigen bzw. religiösen Hintergrund des weisheitlichen Denkens im antiken Orient und speziell im alten Israel auf. Eine vorläufige Feststellung ebnet den Weg zur Beantwortung dieser Frage. Man kann die poetische Spruchweisheit eine *Kultivierung* von Erfahrungswissen nennen, eine rational vermittelte kunstvolle Darstellung wesentlicher Ordnungen der vorgegebenen Lebenswelt. Nicht von ungefähr wird mit dem technischen Begriff ‚Weisheit‘ (hebräisch: Chokma) auch die Kunst des Handwerkers oder das Können des Seefahrers beschrieben, also das von den Älteren und Erfahrenen überlieferte, in Jahrhunderten und Jahrtausenden gewachsene Erfahrungswissen. Diese praktischen Erfahrungen technischer Regelabläufe übertrug der Weisheitslehrer auf die Lebensordnungen des menschlichen Miteinanders. Die Weisheitslehrer wandten sich „dem unübersehbaren Feld täglicher und manchmal geradezu trivialer Erfahrungen zu, auf dem der Mensch . . . nie auslernt. Im Zusammenleben der Menschen, im Wirtschaftsleben, aber auch im Umgang des Menschen mit sich selbst, sei es im Maßhalten, sei es in der Maßlosigkeit, lassen sich gewisse Eigengesetzlichkeiten feststellen, die es wert waren, fixiert zu werden“ (v. Rad, a.a.O., 85). Die Weisheit ist darum nüchtern und manchmal ernüchternd wie die Lebenserfahrung selbst. Sie orientiert ihre psychologischen, soziologischen, pädagogischen und politischen Einsichten anders als manche wissenschaftlichen Konstrukte der Gegenwart nicht an einem idealen Menschentum, sondern an dem, was sich der Erfahrung des Alltags als real und möglich zeigt.

In solcher Kultivierung von Erfahrungswissen begegnet uns nicht etwas spezifisch Israelisches. Überall im alten Orient finden sich – zum Teil wörtliche – Parallelen zur alttestamentlichen Spruchweisheit; die orientalische Weisheitsliteratur ist Weltliteratur. Sie blickt demzufolge auch in Israel nicht auf den Israeliten, sondern auf den Menschen überhaupt, und ihr Gott ist nicht der Gott Abrahams, Issaks und Jakobs, sondern die Gottheit schlechthin. Der Weisheit liegt nämlich als fundamentale Daseinsdeutung die Einsicht zugrunde, daß der Welt von ihrem Werden oder ihrer Erschaffung her eine Ordnung innewohnt, die ihrer Erhaltung und guten Gestaltung dient. Dieser Weltordnung entspricht in Ägypten die Göttin Maat und eine umfangreiche, der alttestamentlichen Spruchweisheit besonders nahestehende Spruchliteratur, aber man wird auch an den griechischen Begriff des Kosmos erinnert, der Göttliches und Menschliches in vollkommener Harmonie – der griechische Begriff ‚Kosmos‘ bedeutet ursprünglich ‚Schmuck‘ – umfaßt. Deshalb ist es erlaubt, die griechische Sophia in den Bereich unserer Betrachtung einzubeziehen. Zwar kennt die griechische Spruchweisheit nicht den orientalischen Parallelismus membrorum, sondern statt dessen die sentenzhafte Gnome, oft im Hexameter oder im Jambus poetisch geformt. Aber die weisheitliche Daseins-

erfahrung der Griechen, die, wie Paulus einmal bemerkt, ‚nach Weisheit trachten‘ (1 Kor 1,22), entspricht der orientalischen mehr, als es angesichts der offenkundigen Unterschiede zwischen Hellas und dem Orient oft eingestanden wird. Einer berühmten Stelle bei Plato zufolge werden in der Gemeinschaft des Kosmos „Himmel und Erde und Götter und Menschen und Freundschaft und Harmonie und Besonnenheit und Gerechtigkeit“ (Gorg 507e–508a) zusammengehalten, so daß in der vernünftigen Anschauung des Kosmos das Wahre erkannt und dem Menschen Orientierung, Einbindung in die kosmische Harmonie und ein Leben in der Liebe zur Weisheit ermöglicht wird. Der Weise lauscht der Welt die ihr innewohnende Ordnung ab, tut sie kund und richtet sich nach ihr. Solche Weisheit verdankt sich deshalb im Prinzip nicht spekulativem Denken, sondern unmittelbarer Lebenserfahrung. Sie bewirkt demzufolge praktische Lebensklugheit und sachverständige Tüchtigkeit. Jedem Gutwilligen in aller Welt steht die Einsicht in diese Weisheit offen:

‚Sucht der Großsprecher Weisheit, so ist's umsonst;
aber dem Verständigen wird Erkenntnis leicht‘ (14,6).

Der Tor, der sich ihr verschließt, bedarf der Zucht als der handgreiflichen Erziehung zur Weisheit: | *gr-B*

‚Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn;
wer ihn liebt, züchtigt ihn beizeiten‘ (13,24).

‚Die Torheit steckt dem Knaben im Herz,
aber die Rute der Zucht vertreibt sie daraus‘ (22,15).

‚Auf den Lippen des Verständigen findet sich Weisheit,
aber ein Stock ist für den Rücken dessen, dem Verstand fehlt‘ (10,13)

Die Torheit beruht nämlich nicht auf einem intellektuellen Defekt, sondern auf der mangelnden Bereitschaft, sich in die Ordnung zu fügen, womit der Tor nicht nur dem Mitmenschen schadet, sondern auch sich selbst betrügt.

Freilich: „Je mehr man die Menschen in ihrer Gedanken- und Handlungsweise verfolgt, desto mehr wird man inne, wie wenige unter ihnen selbst denken, und wie schwer es auch diesen Wenigen werde, immer zu denken.“ Es waren einzelne hellsehende Geister, die „aus einer rohen Masse geläuterte Goldmünzen“ prägten, indem sie ihre Beobachtungen in die edle Formensprache der Sprüche kleideten und dem Schatz der Sprache übergaben. In der Erfahrung liegt nämlich nur die Materie der Weisheit; „die Form muß ihnen der menschliche Geist erst geben; da man dann eben so sicher sagen kann, daß der menschliche Geist sie in die Begebenheiten hinein-, als daß er sie herausdenke. Wie selten sind nun (nochmals gesagt!) diese eigenthümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen (J. G. Herder, a.a.O.), also die Künstler, die Dichter.

Unter dieser Voraussetzung geht man heute in der Regel davon aus, daß die

orientalische Spruchpoesie als die Kultivierung des Erfahrungswissens an Weisheitsschulen gepflegt wurde, die ursprünglich an den Königshöfen bestanden und vor allem höfisches Wissen für die Beamten und Diplomaten vermittelten. Nicht von ungefähr schreibt die israelische Tradition die berühmteste Spruchsammlung, die Proverbia, dem weisen König Salomo zu. In den Kreisen des Hofes vor allem mußte die ewige Weltordnung bedacht und beachtet werden, der die Staaten ihren Bestand und die Bürger ihr Wohlergehen verdanken. Ägypten liefert für solche höfisch gebundene Weisheit vom Alten Reich bis in die hellenistische Zeit die besten Beispiele. Die Weisheitslehrer bildeten einen eigenen Stand, der sich deutlich sowohl von den Priestern wie von den Propheten unterschied. Die orientalischen Weisheitsschulen pflegten, zumal sie sich von der Bindung an die Königshöfe lösten, Austausch über die Grenzen der Staaten und Kulturen hinweg. In ihnen wurden von ‚ursprünglichen Denkern‘ die Sprüche geformt, schulmäßig gesammelt und ausgewählt, gelehrt und gelernt, aufgeschrieben und übersetzt. So besteht der Abschnitt Prov. 22,17–23,12 aus einer zum Teil wörtlichen Wiedergabe eines zu Beginn unseres Jahrhunderts aufgefundenen ägyptischen Weisheitsbuches.

Der in den Sprüchen immer wieder angeredete ‚Sohn‘

Mein Sohn, behalte meine Rede
und bewahre meine Weisungen bei dir‘ (7,1)

ist nicht das Kind seines Vaters, sondern der Schüler des Weisheitslehrers, das Kind seines Geistes, das sich dessen Weisheit zu Kopf und Herz nehmen und in ihrem Sinn die Menschen lehren soll. Die Weisheitsliteratur dürfte bevorzugtes Lehr- und Lernmaterial auch in den Schreiberschulen gewesen sein.

Aus solchen Weisheitsschulen stammen auch weisheitliche Lehrgedichte, Dialoge, Fabeln und die der Spruchpoesie gegenüber sekundären weisheitlichen Lehrerzählungen wie die Josephsgeschichte und der prosaische Rahmen des Hiobbuches, die das weisheitliche Daseinsverständnis in Gestalt eines vorbildlichen Weisen überzeugend und beispielgebend darstellen. In solcher Form kann der Stand der orientalischen *Erzähler* die für den Bestand der Gemeinschaft notwendige Schulweisheit volksnah vermitteln. Nach der Rahmenerzählung des Hiobbuches hat Goethe den ‚Prolog im Himmel‘ gestaltet, den er seiner Faust-Dichtung als hermeneutischen Schlüssel für den Lebensweg des Helden voranstellte, und wie faszinierend lebendig sich z. B. die weisheitliche Josephsgeschichte noch nach Jahrtausenden erweist, kann jeder beurteilen, der Thomas Manns Meisterwerk ‚Joseph und seine Brüder‘ gelesen hat.

Natürlich stellte sich die Weisheit des antiken Orients nicht gegen oder neben eine ‚Wissenschaft‘. Vielmehr war sie selbst Wissenschaft im Sinne des nicht objektivierenden, praktisch-existentialen Wissenschaftsbegriffs der Antike, und solcher Einheit von Wissen und Können, von Verstehen des Lebens

und Sich-verstehen auf das Leben fügte sich die harmonische Form notwendigerweise bei. Denn in den Weisheitsschulen erwogen die Weisen nicht nur den von ihnen-erkannten metaphysischen Zusammenhang, der allen Einzelercheinungen ihren Platz in einer übergreifenden Weltordnung anwies, so daß man das einzelne in Verbindung mit dem ganzen verstehen und die alltägliche Wirklichkeit nach dem Maß der umfassenden göttlichen Weltordnung gestalten konnte, sondern man wußte auch darum und achtete darauf, daß die *Form* des Weisheitsspruchs, wie wir sie beobachtet haben, der in der göttlichen Weltordnung erkennbaren Weisheit entsprach. Aus diesem Grunde ist die *Spruchpoesie* nicht zufälliger und auch nicht nur ästhetischer, sondern sachlich gebotener und adäquater Ausdruck des weisheitlichen Daseinsverständnisses und von der vergleichsweise barbarischen Sprache unserer objektivierenden Wissenschaft nicht nur formal getrennt. Dem gelungenen Spruch entspricht ein gelingendes Dasein. Die Vollkommenheit der sprachlichen Form spiegelt die Vollkommenheit dessen wider, was die Sprache aussagt und dem praktischen Einverständnis aufgibt. Die formal schöne Ordnung der Spruchweisheit entspricht den harmonischen Strukturen der Weltordnung. Die *Kunst* des Weisen ruht in der Weisheit selbst. Herder spricht a.a.O. deshalb sehr schön von „einem schweigenden Imperativ“, mit dem die Formschöpfer, die „dachten und trefflich sprachen“, ihrer weisheitlichen Setzung „durch die Form ihres Ausdrucks gleichsam Sanction gaben“. G. v. Rad nimmt diesen Gedanken der Einheit von Inhalt und Form 200 Jahre später auf:

„Es ist ja nicht so, daß die Erkenntnis irgendwo bereit lag und dann nur noch nach einer ihr gemäßen Form verlangte. Nur in dieser Gestalt ist sie da, oder sie ist überhaupt nicht da. Der Vorgang der Erkenntnisfindung und ihr Zursprachegebrachtwerden in Wort und Form sind ein Akt. Es geht also bei dieser Art der Formgebung nicht in erster Linie um ein brauchbares didaktisches Mittel zur leichteren Behältlichkeit und Einprägsamkeit. Die konstitutive Bedeutung, die hier dem Wort, der sprachlichen Prägung zukommt, weist auf viele elementarere noetische Vorgänge zurück. Die Häufigkeit der Paronomasie in diesen Sprüchen, also der sprachlichen Assonanz, der Alliteration, zeigt uns noch etwas von der uns magisch anmutenden, sinnbeschwörenden Funktion, die hier dem Klangkörper der Worte zukommt.“ (a.a.O., 47)

Drücken aber Form und Inhalt gemeinsam das weisheitliche Daseinsverständnis aus, so ist beiden gegenüber die Frage nach der Möglichkeit der in ihnen beschlossenen harmonischen Lebenskunst zu stellen. Ist die Welt wirklich weisheitlich im Sinne der Weisheitslehrer gestaltet? Konnte man sein Leben nach den Regeln der Weisen und nach ihren Sprüchen führen? Bei näherem Zusehen entdeckt man, daß die schulmäßig betriebene orientalische Weisheit trotz ihres wesentlichen Erfahrungsbezuges und der diesem Bezug entsprechenden Liberalität von einer gleichsam wissenschaftlichen Konstruk-

tion nicht freigeblieben ist. Sie hat das Erfahrungswissen nicht nur poetisch kultiviert, sondern metaphysisch überhöht.

Man kann in diesem Zusammenhang zunächst beobachten und hat zu beachten, daß in Israel der Fluß weisheitlichen Denkens und Redens sozusagen kritisch von dem Glauben an den Gott Jahwe begleitet wird, der die Geschichte nach seinem freien Willen lenkt, der verstößt und sich erbarmt, der seinen Bund stiftet, sein Volk erwählt und sein Recht wie z. B. in den 10 Geboten apodiktisch verkündigt. Der schwierigen Frage, wie es in Israel überhaupt zu dem spannungsvollen Nebeneinander der gemeinorientalischen Vorstellung der Weisheit von einer gottgegebenen und von der Gottheit garantierten natürlichen Weltordnung und dem genuin israelischen Glauben an Jahwe als den souveränen Herrn der Geschichte hat kommen können und wie Israel diese Spannung in spezifischer Umgestaltung des allgemeinen Weisheitsdenkens bewältigt hat, können wir nicht im einzelnen nachgehen. Immerhin sei auf den in der israelischen Weisheitsliteratur oft wiederholten Spruch verwiesen:

„Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“ (10,22; 16,1.9; 20,24; 21,20f),

der die Weisheit dem Bereich vernunftgeleiteter menschlicher Einsicht und allgemein zugänglicher Lebenserfahrung entnimmt und der Verfügung Gottes anheimgibt, oder auf Antithesen wie:

„Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg,
aber der Herr lenkt seinen Schritt“ (16,9),

und:

„Haus und Besitz sind Vätererbe,
aber eine Gabe Gottes ist eine verständige Frau“ (19,14).

In solchen Sprüchen wird die Eigengesetzlichkeit der Weltordnung durchbrochen und das menschliche Geschick dem frei verfügenden Gotteswillen unterstellt. Die dem entsprechende Warnung vor einer Selbstsicherheit des Weisen findet sich schon in früher Zeit, und in der Spätzeit des Alten Testaments wird die schulmäßig betriebene Weisheit sogar skeptisch zwar nicht gegenüber dem unmittelbaren Erfahrungswissen, wohl aber gegenüber dem eigenen Anspruch, ein harmonisches Weltganzes erkennen und sich in ihm vollständig orientieren zu können, eine Skepsis, die sich am deutlichsten im Buch Kohelet, bei dem sogenannten „Prediger Salomo“ zeigt, das mit den Worten beginnt: „Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel“ (Pred 1,2).

Auch die Hiob-Dichtung weist im Rahmen der weisheitlichen Tradition auf das Unzureichende und Unzulängliche der weisheitlichen Weltsicht hin, indem sie die für das weisheitliche Denken des Orients überaus charakteristische Vorstellung widerlegt, zwischen dem menschlichen Tun und dem menschlichen Ergehen bestehe ein zwingender Zusammenhang. Eine Fülle antithetisch formulierter Sprüche der Weisheit spricht nämlich nicht nur von dem unter-

schiedlichen Tun des Menschen, sondern auch von den *entsprechenden* unterschiedlichen Folgen dieses Tuns:

„Wer seinen Mund hütet, bewahrt sein Leben;
wer sein Maul aufreißt, dem kommt Verderben“ (13,3).

„Wer seinen Acker bebaut, wird satt an Brot;
wer nichtigen Dingen nachjagt, wird satt an Armut“ (28,19).

Solche in der Erfahrungswelt gemachten, einleuchtenden Beobachtungen erhebt nun die schulmäßige Weisheit in einen metaphysischen Rang und behauptet generell einen adäquaten Zusammenhang von Tun und Ergehen. In der göttlichen Weltordnung ist die *iustitia distributiva*, die ausgleichende Gerechtigkeit, festgelegt, so daß es dem Guten zuletzt stets gut geht, dem Schlechten aber schlecht; „denn alle Schuld rächt sich auf Erden“ (Goethe). Was eine Tat für den Täter erbringt, ist in dieser Tat selbst bereits angelegt: Glück und Heil für den Weisen, Unglück und Unheil für den Toren:

„Die Frevler stürzen und sind dahin,
aber das Haus des Gerechten hat Bestand“ (12,7).

„Der Gute erlangt Wohlgefallen von dem Herrn,
aber den tückischen Mann verdirbt er“ (12,2).

Daß dieser einfache Tat-Folge Zusammenhang selbst *der* Erfahrung, die man in überschaubaren Haus- und Dorfgemeinschaften macht, nur begrenzt entspricht, gar nicht aber der Welt- und Daseins Erfahrung überhaupt, und daß er zudem mit dem Gottesbegriff Israels im übrigen schwer verträglich ist, liegt trotz des sprichwörtlich gewordenen Weisheitsspruchs: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, am Tage und wird auch durch Friedrich von Logaus weisheitliches Sinngedicht, das auf ein verbreitetes antikes Sprichwort zurückgeht:

„Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein,
Ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärfe er alles ein“,

nur unzureichend verdeckt. Im Buch Hiob versuchen Hiobs Freunde, dem ins Unglück geratenen zur Einsicht in seine Verfehlungen zu verhelfen, aus denen sein Unheil folge, während Hiob ihnen einen solchen Tun-Ergehen Zusammenhang bestreitet. Indem Gott schließlich Hiob gegen dessen Freunde recht gibt, ist die Weltsicht der schulmäßigen Weisheit, die Gott nur als Garanten einer immanenten Weltordnung ohne Gnade und Gericht benötigt, zerbrochen, und ihre Sprüche genügen nicht mehr, die schwierige und komplizierte Wirklichkeit des Daseins zu erfassen.

*

Als mit Alexanders Eroberungszügen die politische Ordnung der Alten Welt zerbricht, die griechische Polis sich auflöst und die beständigen Traditionen

der orientalischen Staatenwelt ins Wanken geraten, war das weisheitliche Ordnungsdenken der Antike längst in eine fundamentale Krise geraten. Nur in Ägypten hält sich, von den zeitgenössischen Besuchern beobachtet und bewundert, Denken und Leben anscheinend in den seit Jahrtausenden festgeschriebenen Bahnen. Sonst droht die Ordnung der Welt aus den Fugen zu geraten. Die israelische Weisheit wendet sich zum Pessimismus; der ‚Prediger Salomo‘ steht ganz in der weisheitlichen Schultradition und predigt doch die Skepsis: Es ist alles ganz sinnlos; zumindest ist ein Sinn nicht zu erkennen, und die Weisheit besteht nun darin, dies zu begreifen. In Griechenland lehren die Sophisten, weniger weise Lehrer als gewitzte Skeptiker, daß es keine objektiv gültige Wahrheit gibt, sondern alles relativ sei. Die Menschen waren nun in der Tat wie Schafe, die keinen Hirten haben.

Die solcher Skepsis gegenläufigen, stabilisierenden Tendenzen darzustellen, die den Verlust an weisheitlicher Geborgenheit durch wissenschaftliches oder politisches Bemühen aufzufangen suchten, bedürfte eines eigenen Vortrags. Einige Andeutungen müssen genügen. In Israel tritt an die Stelle der skeptisch gewordenen Weisheit die offenbarte Tora, das Mose-Gesetz vom Sinai, das dem auserwählten Gottesvolk – nur ihm – Halt in aller Haltlosigkeit verspricht und von den Schriftgelehrten wissenschaftlich erschlossen wird. In Griechenland machen sich Plato und Aristoteles auf die Suche nach der verlorenen Weisheit und versuchen, auf dem Wege spekulativen Denkens zu erkennen, was die Welt im innersten zusammenhält, um so neue Regeln auch für das menschliche Gemeinschaftsleben, die *politeia*, zu gewinnen, denen freilich nicht selten der Realitätssinn des weisheitlichen Erfahrungswissens abgeht. Vom realistischen Westen aus etabliert schließlich Augustus die weltweite *pax romana*, die äußere Friedensordnung, der man in dem vergöttlichten Kaiser zugleich einen dürftigen religiösen Grund zu geben versucht.

Das weisheitliche Vertrauen in die göttliche Weltordnung aber kehrt nicht zurück, auch wenn die pragmatischen Lebensregeln der Weisheit natürlich weiter beachtet und tradiert werden. Die Skepsis der gegebenen Wirklichkeit gegenüber dringt indessen allenthalben vor. Die stoische Popularphilosophie predigt dem Menschen, er könne und solle sich aus allem, was ihm vom Kosmos her begegnet, es sei Freude oder Leid, als von dem ihm Fremden in sich selbst zurückziehen, um in der Abgeschiedenheit seines inneren Menschen – in stoischer Ruhe und Gelassenheit – Frieden zu finden. Der allerorten verbreitete Aberglaube erfährt die Gestirne, einst sichtbare Zeichen der unwandelbaren göttlichen Weltordnung, nunmehr als bedrohliche dämonische Mächte, denen man auch mit einer Unzahl magischer Praktiken nur schwer entgehen kann. Für Gnosis und Neuplatonismus wird der ganze Kosmos zu einer Schöpfung gottfeindlicher Mächte, in der die Seele als in ihrem Gefängnis angstvoll nach Erlösung schreit. Die aus dem Orient in den Westen vordringenden Mysterien-

rienkulte bieten dem sterblichen Menschen eine mühsame Stufenleiter kultischer Weihen an, auf der er das Elend der Welt verlassen und vergottet werden kann. Die Apokalyptik lehrt den sichtbaren Niedergang der Welt dahingehend verstehen, daß sich in den Schmerzen der Gegenwart die Todeszuckungen der alten und die Geburtswehen einer neuen Schöpfung zeigen, so daß, wer die Zeichen der Zeit recht deutet, aus dem unaufhaltsamen Zusammenbruch aller Ordnung den Trost schöpfen kann: Die Nacht ist vorgedrungen, der Tag aber nahe herbeigekommen. Die Nähe jener Zeit zu unserer Gegenwart mit ihrem ganz unweisheitlichen, latent katastrophischen Lebensgefühl, das oft von der Wissenschaft gespeist wird, ist unübersehbar.

Aus dem Zusammenbruch der Alten Welt geht schließlich das Christentum als Sieger und als Begründer eines erneuerten religiösen Fundaments und einer neuen weisheitlichen Ordnung der Lebenswelt hervor. Es ist aufschlußreich, daß der hervorragende Theologe des Urchristentums, der Apostel Paulus, seine Theologie nicht in Auseinandersetzung mit den mancherlei skeptischen oder utopischen Unterströmungen seiner Zeit entfaltet, sondern im kritischen Gespräch mit den imposanten Versuchen seiner theologischen, philosophischen und politischen Zeitgenossen, die verlorene Ordnung der Welt wiederzugewinnen, den jüdischen Toralehrern, den Popularphilosophen und den Ideologen der pax romana. Mit ihnen sieht schon er das noch unbeachtete und verachtete Pflänzlein der christlichen Gemeinde konkurrieren.

Das Gesetz des Mose, mit dem Saulus großgeworden war, hält Paulus nicht mehr für den Weg des Heils, sondern in einer radikalen Umkehr des Urteils für die Kraft der Sünde (1 Kor 15,56). Den griechischen Philosophen stellt er mit dem stolzen Urteil, Gott habe die Weisheit dieser Welt, nämlich die Philosophie, zur Torheit gemacht, die Torheit des Kreuzes als Inbegriff der Weisheit vor Augen (1 Kor 1,20). Und im Blick auf die politische Theologie der pax romana erklärt er, unser politeuma – der Staat, das Bürgerrecht – sei im Himmel (Phil 3,20) und Christus der Herr, dem sich alle Kniee beugen müssen (Phil 2,10f). Das paradoxe Wort vom Kreuz, in dem sich die Gnade als Gericht vollzieht und das Leben nicht ohne Sterben gewonnen wird, ist weder weisheitlich noch wissenschaftlich, jedoch von ebenso universalem Anspruch wie die Weisheit der Alten und wie die Wissenschaft der Zeitgenossen des Apostels. Die Kraft des Glaubens, die Paulus zufolge in den Schwachen mächtig ist, begründet für ihn, der selbst die neue Botschaft von Palästina bis nach Spanien trägt, das Weltbürgertum der Kinder Gottes, unter denen es weder Jude noch Grieche, weder Mann noch Frau, weder Freie noch Unfreie gibt (Gal 3,28).

Dabei liegt es Paulus fern, die Vorstellung eines Tun-Ergehen Zusammenhangs der klassischen orientalischen Weisheit zu repristinieren. Die ‚Gerech-

tigkeit Gottes⁶, von der er spricht, ist nicht die *iustitia distributiva*, sondern der rechtfertigende, nämlich zugleich richtende und zurechtbringende Zuspruch der göttlichen Gnade, von dem Luther sagt:

„Wenn Gott lebendig macht, tut er dies dadurch, daß er tötet;
wenn er rechtfertigt, tut er dies dadurch, daß er schuldig macht;
wenn er zum Himmel emporhebt, tut er es dadurch, daß er zur Hölle führt“
(de serv. arb.)

Das Paradox des Kreuzes als einer souveränen göttlichen Heilsveranstaltung zugunsten einer heillosen Welt schloß wie für das Urchristentum so auch für das christliche Abendland eine Aufnahme des klassischen Weisheitsdenkens der Antike aus, das von einer intakten und jedem einsehbaren Welt- und Schöpfungsordnung ausging. Der paulinische Satz, daß Gott die Weisheit dieser Welt, also den suffizienten Zugriff des Menschen zum Ganzen des Seins durch wissenschaftliche Weltanschauung oder durch weisheitliche Welterfahrung, zur Torheit gemacht habe, blieb unvergessen. Das Abendland verzichtete demzufolge auch auf eine Kultivierung des Erfahrungswissens; die Weisheitspoesie wurde nicht weiter gepflegt, sondern nur tradiert. Die überlieferten weisheitlichen Regeln alltäglichen Erfahrungswissens wurden aufgegriffen und dienten dazu, der nach Häusern und Ständen gegliederten abendländischen Gesellschaft Orientierung im Alltag zu geben. Diese Regeln waren gut und nötig, aber nicht das eine Gute, das not war, kein Teil der ewigen Weltordnung selbst. So entstand die uns noch partiell vertraute, weisheitlich verfaßte Lebensordnung des Abendlandes, die sich in unserer Zeit – wie es scheint: definitiv – auflöst. Diese weisheitliche Ordnung der Lebenswelt ist eine Ordnung gelassener Weisheit. Ihr fehlt der ‚ideologische Überbau‘, der das Erfahrungswissens in der orientalischen Schulweisheit mehr oder weniger spürbar begleitete. ‚Was wahr ist, was ehrbar ist, was rechtschaffen ist, was rein ist, was angenehm ist, was in gutem Ruf steht, alles Anständige und Lobenswerte, danach richtet euch‘, schreibt schon Paulus im Sinn pragmatischen Erfahrungswissens und unprätentiöser Lebensweisheit der Gemeinde in Philippi (Phil 4,8), und er fügt im Blick auf die bei aller Lebenslehre fundamentale Vorbildfunktion der Erfahrenen hinzu: ‚Was ihr von mir gelernt, empfangen und gehört und an mir gesehen habt, das tut.‘

Dementsprechend waren die das Leben weislich regelnden Ordnungen, aus praktischer Erfahrung gewonnen und durch ihre Bewährung sowie durch die biblische Weisheitsüberlieferung autorisiert und sanktioniert, prinzipiell veränderbar, wenn man auch in der relativ stationären Gesellschaft des Mittelalters solche Veränderungen im allgemeinen kaum bemerkte. Beim Übergang zur Neuzeit beobachten wir allerdings den Versuch, noch einmal alles Wirkliche als vernünftig aufzufassen und zu erfassen. Als sich im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus ansatzweise der historische Relativismus zeigte

und mit den Folgen der Reformation auch die überlieferte politische Ordnung des Abendlandes aus den Fugen geriet, trat die Aufklärung die Flucht nach vorn an, und indem sie angesichts der fragwürdig werdenden Traditionen die Autorität von Tradition überhaupt bestritt, versuchte sie, vermeintlich vorurteilsfrei, mit Hilfe der mündig gewordenen Vernunft noch einmal das Ganze des Seienden in seiner ewigen Ordnung zu verstehen und irdisch in vernünftiger Weise zu gestalten. Man orientierte sich an der neuentdeckten Regelmäßigkeit des kopernikanischen Weltbildes und begriff wie die Schulweisheit der Antike die einsichtigen Regeln der Lebenswelt in einer fundamentalen Einheit mit den Gesetzmäßigkeiten von Natur und Kosmos. Grundlage der aufgeklärten Lebensordnung bildete das mit der Natur des Menschen gegebene und deshalb vernünftig einsehbare Recht. Analog zur Spruchpoesie der Antike faßt man die neugewonnene Weisheit in Sinnsprüche und Sinngedichte sowie in moralische Lehrerzählungen. Den Begriff der göttlichen Gerechtigkeit versteht die Aufklärung wieder im Rahmen eines zwingenden Zusammenhangs von Tun und Ergehen, und auch für Kant ergab sich, vereinfacht gesagt, das Postulat der Unsterblichkeit aus der Erfahrung, daß dieser Zusammenhang im zeitlichen Leben allein nicht hergestellt wird. Man dachte weisheitlich, hatte aber die gelassene Bescheidenheit der christlich-abendländischen Weisheitstradition preisgegeben.

Bald zeigte sich indessen das Reaktionäre des Versuchs, alles Wirkliche vernünftig erfassen und gestalten zu wollen. Der Seinsoptimismus machte wie im Altertum der Daseinsskepsis Platz. Der alles relativierende Historismus verdrängte den statischen Rationalismus der Aufklärung und vollendete in Wechselwirkung mit den Umständen der sich ausbreitenden Industriegesellschaft den Abbruch weisheitlicher Tradition überhaupt. Das Zeitalter der modernen Wissenschaftlichkeit brach an und setzte zunächst das optimistische Fortschrittsdenken an die Stelle der stationären Kontingenz weisheitlicher Erfahrung, doch gehört längst zu den unwiderrufflichen Beobachtungen unserer Gegenwart, daß die an die Stelle des tradierten Erfahrungswissens getretenen Humanwissenschaften die an sie gestellten Erwartungen nur partiell erfüllen konnten und können, und nicht von ungefähr ist uns zugleich der Optimismus geschwunden, durch den Fortschritt der Naturwissenschaften, nach deren Analogie sich auch die Human- und Gesellschaftswissenschaften als objektive Wissenschaften organisierten, werde sich eine Gesellschaft vollendeter Harmonie, Humanität und Helligkeit gestalten lassen. Wir sind wie Schafe ohne Hirten. Wir haben Friedensforscher, Konfliktforscher und Sterbeforscher, und die Medien versehen uns täglich mit einer Überfülle von Erklärungen und Aufklärungen, Informationen und Ratschlägen, und doch gelingt es dem Menschen immer schlechter, sich im Leben zu orientieren – und im Sterben erst recht. Dem Alltag zu entfliehen – vier Wochen nach Mallorca –

wird leichter, ihn zu leben, schwerer. Vor allem die Frau ist die Leidtragende einer Entwicklung, die das einst ausgewogene Verhältnis von Hausfrau und Hausherr zerstört hat; die Entscheidung zwischen Mutterschaft und Beruf ist eine Zumutung, die Orientierung in beidem zugleich eine Überforderung für Mütter und Kinder. Angesichts dessen ist der Feminismus verständlich, aber er hilft nicht, sondern betäubt nur.

Damit hängt die Beobachtung zusammen, daß wie in der Zeit des Hellenismus so auch heute mit dem Verlust weisheitlichen Erfahrungswissens eine auffällige Individualisierung parallellläuft, und zwar heute noch massiver als damals, wo schon Hiob als einzelner dastand, verlassen von seinen Kindern, seiner Frau und seinen Freunden. Nicht nur Stand und Haus sind verschwunden, auch die Familie löst sich mehr und mehr auf; selbst die eheliche Zweisamkeit hat oft nur kurzen Bestand und für viele nur noch wenig Sinn. Die Jungen streben möglichst früh aus dem Haus, die Alten bleiben für sich, die Frauen pochen auf Selbständigkeit und Unabhängigkeit, Emanzipation ist das Zauberwort. Sogar die Mutter und das Kind in ihrem Leibe bilden oft keine Gemeinschaft des Lebens mehr, und viele Kinder und Jugendliche wachsen ohne fundamentale soziale Bindung auf. Die Männer, alleingelassen, leiden auf ihre Weise mit.

Solche Vereinzelung ist zusammen mit der Auflösung weisheitlich verfaßter Lebensordnung unvermeidlich über uns gekommen, und diese Tatsache läßt fragen, ob uns ein dem neuzeitlichen Individualismus entsprechendes Erfahrungswissen *noch* fehlt oder ob es ihm notwendigerweise abgeht, weil es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, und, wenn er in seine Vereinzelung eintritt, er damit zugleich aus einem integrierenden Teil seiner Menschlichkeit austritt. Ist es so, deutete sich an, daß die Weisheit insofern in einem transzendenten Grund des Menschseins wurzelt, dessen die Wissenschaft nicht bedarf. Jeder möge diese Frage aus seiner eigenen Erfahrung beantworten.

An mir ist es, nachdem wir zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurückgekehrt sind, nur noch zu wiederholen, daß die Geschichte ein schlechter Lehrmeister ist. Dem Menschen, der in einer weisheitlich verfaßten Lebensordnung orientiert ist, hat sie nichts zu sagen, und der Mensch, der aus solcher Ordnung entlassen wurde, läßt sich von ihr nichts sagen, und zwar nicht ohne Grund, kann sie ihm doch in seiner veränderten Lage kaum helfen. Doch kann ein Blick in die Geschichte hilfreich sein, den eigenen Ort in ihr aufzufinden und sich und die eigene Zeit besser zu verstehen, vielleicht auch dazu, Einsicht in die eigene Kurzsichtigkeit und Ungeduld zu gewinnen, erwarten wir doch oft von Publikation zu Publikation, von Erfindung zu Erfindung, von Wahl zu Wahl und gewiß von Generation zu Generation vergeblich den Durchbruch, die Wende, das Neue. Ob und wie und wann der Weg des Abendlandes mit seiner uns nach wie vor faszinierenden und unentbehrlichen

Wissenschaft noch einmal in eine weisheitliche Geborgenheit führt, vermag ich nicht zu sagen. Aber es ist daran zu erinnern, daß das Zutrauen zu einem weisheitlich-sinnvollen Daseinsvollzug nie Ausdruck autonomer Menschlichkeit war, sondern in einem transzendenten Grund des Daseins wurzelte und Vertrauen – christlich gesprochen: Glauben – voraussetzte. Weisheitliche Vernunft ist vernehmende Vernunft, nicht konstruierender Verstand. Sie plant nicht, sondern folgt einem Plan, der dem Geschaffenen innewohnt, oder sie sucht sich als christliche Weisheit in der gefallenen und gnädig bewahrten Schöpfung zu orientieren.

Weisheit kann nicht erzeugt, sondern nur empfangen und anders als Wissenschaft nicht geleistet, sondern nur gelernt werden. Nicht zuletzt für die Weisheit gilt Goethes Maxime:

„Was du ererbst von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen“.

Indessen:

„Die Weisheit ist besser als Perlen,
und alles, was man wünschen mag, kommt ihr nicht gleich“ (22,11),

heißt es in den Sprüchen Salomos. Wem dies noch heute einleuchtet – oder gerade heute – der möge zugleich die Empfehlung bedenken, die bis heute sprichwörtlich geblieben ist:

„Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“ (10,22).

